

Alte Bräuche – gewandelter Sinn? Agrarische Bräuche in einer urbanen Gesellschaft¹

Dominik Wunderlin

Riesengross, auf jeden Fall viel grösser als jeder Milchtrichter, den wir aus dem Museum oder von einer Schweizer Alp kennen, waren jene Follen, die im Laufe des Sommers 2008 auf jeweils zehn Dächern und Dachterrassen von Basel, Bern, Zürich und Lausanne installiert waren. Die von einem Brienzer Küfer gefertigten Follen dienten zur Inszenierung einer ländlich-alpinen Tradition im städtischen Raum, die unter dem Namen *LobaTown* lief und ein prämiertes Projekt von *Echos – Eine Volkskultur für morgen* von Pro Helvetia war. Hinter *LobaTown* standen zwei freie Theaterschaffende und ein Szenograf. Inspiriert wurden sie durch den Alpsegen, wie er auf vielen Alpen – so auch im Entlebuch, dem tatsächlichen Inspirationsort der Kunstschaffenden – noch immer Tradition hat. Selbstverständlich wurden nun im urbanen Milieu nicht überlieferte Alpsegen gesprochen, sondern neue städtische Sprechgesänge. In Basel, wo das ganze Projekt startete, zeichnete der einheimische Rapper AMAN verantwortlich für den Inhalt, der aus dem Gesprächsmaterial von Interviews mit ausgewählten Personen bestand. Während der abendlichen Performances hörte man – je nach Standort – die Stadtrufe aus verschiedenen Follen gleichzeitig, was ein ganz besonderes, aber letztlich harmonisch verbliebenes Klangbild ergab.



Nachdem zuerst während einigen Tagen AMAN's leicht jazziger *LOBArhyme* durch zehn Ausruferinnen und Ausrufer erklang, war es danach an weiteren sechs Tagen möglich, dass jeder Interessierte abends selber aufs Dach steigen und seine ganz persönlichen Wünsche in den Abend rufen durfte. Es sei nicht verschwiegen, dass bei manchem Zuhörer auch die Assoziation ausgelöst wurde, es erinnere an den Ruf des Muezzins.

Dieses originelle Projekt war ganz klar ein Transfer einer ländlichen Tradition in ein urbanes Umfeld. Das Sprechen des Alpsegens ist ein altes Ritual aus den Bergen. Die hier nun erfolgte Übertragung in die Stadt aber ist ein Kunstprodukt und reiht sich ein in viele andere Versuche, aus der Tradition zu schöpfen und damit etwas Neues, Zeitgemässes zu schaffen. Ein neuer Brauch ist daraus nicht erwachsen, und es war auch nicht die Absicht, mit diesem geschilderten Stadtruf etwas Nachhaltiges zu begründen.

Bräuche sind bekanntlich regelmässig wiederkehrende Vorgänge, die auf Vereinbarung beruhen und daher sowohl angeordnet als auch verboten werden können. Bräuche sind von der Sitte gefordertes, sozial bestimmtes und bei wiederkehrenden Anlässen geübtes traditionelles Verhalten, das in Rituale gefasst wird. Nach dem deutschen Volkskundler Walter Hävernich entsteht durch Ritualisierung der Form Brauch. Bräuche sind wie Rituale kollektive Formkräfte, welche die Lebenswirklichkeit strukturieren.

Im Nachfolgenden geht es darum zu fragen, was mit Bräuchen geschieht, die wir von ihrer Entstehung, von ihrer Funktion und von ihrer Trägerschaft her mühelos als agrarische Bräuche erkennen, die aber heute in einer urban gewordenen Gesellschaft und im urbanen Raum weiterhin gefeiert werden. Dabei sei gleich bemerkt: Ob man sich indes dieser Transformations-

¹ Die Anmerkungen stehen nur in der gedruckten Version zur Verfügung.
(Bestellformular unter www.hauszumolder.ch/bestellen).

prozesse auch stets bewusst ist, steht auf einem anderen Blatt. Es muss auch deutlich betont werden: Bräuche sind keine zeitlos unwandelbaren Erscheinungen und zeigen bei aller Vielgestaltigkeit und Verschiedenheit auch Gemeinsamkeiten: Es gibt keinen einzigen Brauch, der sich unverändert aus ferner Vergangenheit in die heutige Zeit erhalten konnte.

Es kann nicht wegdiskutiert werden: Die ländlichen Räume sind in den letzten Jahrzehnten geschrumpft, und ebenso verringerte sich der Anteil der Bevölkerung, die nicht bloss auf dem Lande lebt, sondern auch ihr Auskommen im primären Sektor, also in der Landwirtschaft, hat. Laut Eidgenössischer Betriebszählung 2005 sind es noch 212'000 Voll- und Teilzeitbeschäftigte (inkl. Forstwirtschaft und Fischerei) und nach einer Statistik von 2008 zählte man in der Schweiz noch knapp 60'900 Landwirtschaftsbetriebe.

Bei einer schweizerischen Gesamtbevölkerung von mittlerweile über 7,7 Millionen (2008) macht also der Bauernstand nur noch einen Bruchteil aus. Wenn wir dies nun aber in Vergleich setzen zu unseren Bräuchen, wie wir sie allein schon in unserem Land kennen, dann stammt der überwiegende Teil aus einem ländlich-agrarischen Lebenszusammenhang. Damit ist aber nicht die Implikation verbunden, dass diese Bräuche auch ein hohes Alter haben müssen und so genannte Überlebsel, survivals, sind.

In der Nachfolge der Gebrüder Grimm haben Wilhelm Mannhardt und viele seiner Epigonen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein geglaubt und oft unzulänglich nachzuweisen versucht, dass es Zusammenhänge zwischen der lebendigen agrarischen Volkstradition und frühgeschichtlichen (germanischen) Götterlehren gebe. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte sich dann in den Kulturwissenschaften die Auffassung durch, dass kaum uralte, heidnische Fruchtbarkeitskulte den agrarischen Brauchformen zugrundeliegen, sondern dass diese meist christlichen Ursprungs sind oder im Zusammenhang mit grundherrlich determinierten Agrarverfassungen stehen. Mancher oft für agrarisch überliefert gehaltene Brauch ist auch eine recht moderne Konstruktion und aus dem Bedürfnis heraus entstanden, eine bäuerliche Identität zu schaffen oder einen zumeist willkommenen Beitrag zur konsumorientierten Kulturindustrie einer säkularisierten Gegenwart zu leisten. Genaue Brauchanalysen führen nämlich oft zur Erkenntnis, dass viele ländliche Bräuche auf urban-bürgerliche Initiativen zurückgehen, wobei hier nicht selten auch die Volkstumpfler und die Tourismusindustrie an der Wiege eines solchen Brauches standen und stehen, wie etwa beim seit 2007 mit Erfolg durchgeführten Prättigauer Alp-Spektakel.



Seit einigen Jahren ist auch bei uns **Halloween** bekannt, oft allerdings heiss umstritten oder als amerikanischer Kommerzklamauk abgelehnt. Das Wort gegen diese Innovation führen vor allem die Kirchen, Leute, welche christliche Werte bedroht sehen und auch alle, die der Meinung sind, dass Europa mit seinem reichen Schatz an Bräuchen nicht noch US-amerikanische Bräuche zweifelhaften Gehalts übernehmen muss. Moderatere Stimmen versuchen indes, den Brauch zu verharmlosen, hoffen, dass er sich nicht etablieren wird oder suchen einen Weg, Halloween mit dem sich im Kalender gleich anschliessenden christlichen / katholischen Totengedenken von Allerheiligen und Allerseelen zu legitimieren und darin also religiöse Werte zu entdecken.

In den Tagen vor dem 31. Oktober ist jedes Jahr wieder in vielen Medien zu lesen, dass Halloween

ursprünglich ein heidnisch-keltisches Totenfest ist, das zum Jahresabschluss gefeiert wurde, und mit irischen Auswanderern in angeblich verchristlichter Form nach den USA gekommen sei. Dort gewaltig transformiert, hat der Brauch dann den Weg zurück nach Europa gefunden. Problematisch bei einer Herleitung aus vorchristlich-keltischer Zeit ist mitunter, dass wir eigentlich gar nicht wissen, welche Feste die Kelten vor 2000 und mehr Jahren gefeiert haben und wie diese ausgestaltet waren. Man bewegt sich also ganz klar auf dem Boden der reinen Spekulation, was aber Neuheiden und alle, die nichts gegen eine „fortschreitende Esoterisierung unserer gesellschaftlich-religiösen Grundlagen“ haben, nicht weiter kümmert. Immerhin scheint es auf Grund gewisser Indizien späterer Zeit eine Tatsache, dass Halloween aus der Agrarkultur kommt und als Brauch des Übergangs, als „rite de passage“, bezeichnet werden kann. Ob die Kirche im 9. Jahrhundert das Fest Allerheiligen wegen des keltischen Festes bewusst auf den 1. November verlegt hat – zuvor fand das Gedenkfest nämlich im Spätfrühling statt – ist für mich sehr zweifelhaft, obwohl es bekanntlich vergleichbare Überlagerungen im Kalenderjahr durchaus gibt.

Die Mischung von Fastnacht, Walpurgisnacht und Silvester mit kostümierten Hexen und Geistern scheint übrigens erst vor gut hundert Jahren aufgekommen zu sein. Der aus einer agrarischen Gesellschaft kommende Brauch findet heute hierzulande vor allem gute Aufnahme in unseren Agglomerationen, wo sich bei Partys eine urbane Spassgesellschaft trifft. Dass aber auch mancher Bauer vom Halloween-Boom profitiert, sei ungern unterschlagen: Der Monat Oktober ist die Zeit, wo mancher Franken durch den Verkauf von Zierkürbissen verdient wird.



Kürbisse wie auch Rüben werden in dieser Zeit hierzulande zudem verkauft (auch bei den Grossverteilern der Städte), um als Räbeliechtli von Kindergärtnern und Schulanfängern im Spätherbst singend durch die Nacht getragen zu werden. Auch bei diesem Brauch, der im 19. Jahrhundert in der Region Zürichsee fassbar wird und sich nach 1950 über weite Teile der Schweiz ausgebreitet hat, ist ein agrarischer Kontext vorhanden. Unsere Räbeliechtliumzüge sind auch verwandt mit den Martinsumzügen, wie sie vor allem im katholischen Rheinland nördlich der Mosel anzutreffen sind. Wie der Name dieses deutschen Kinderbrauchs schon sagt, handelt es sich hier um ein Fest, das vorzugsweise am **Martinstag** (11. November) begangen wird. Der Mar-

tinstag gilt als wichtiger Tag im Jahreslauf: Mit diesem Tag geht das Landwirtschaftsjahr zu Ende, und es beginnt die Winterzeit. Zudem war an Martini früher Zinstag, Markttag und Dienstbotenwechsel. Quer durch Europa sind viele Bräuche bei dieser Zäsur im bäuerlichen Arbeitsjahr angelagert, so auch der Gansabhauet von Sursee, ein Brauch, der auch im Tirol und in Schwaben nachgewiesen ist. Seit wann die Gans tot am gespannten Draht hängt, ist unbekannt, dass sich aber dennoch eine Tierschutzorganisation namens „Animal Peace“ über den Brauch aufregt, zeigt, wie fern heute viele Leute dem Leben und Sterben von Tieren auf Bauernhöfen stehen. Diese machen also bestimmt einen deutlich kleineren Unterschied zwischen Mensch und Tier, als er beispielsweise im stierkampfbegeisterten Spanien besteht. Der Stierkampf ist notabene ein Brauch aus der Agrargesellschaft, der aber sowohl auf dem Dorf wie in der Stadt geliebt wird.

Wenn wir es schon vom Töten von Tieren haben, dann darf auch die Metzgete mit dem anschliessenden Schmaus nicht fehlen. Was heute vor allem an den Wochenenden die Leute in viele Restaurants in der Stadt und auf dem Land lockt und als La Saint-Martin in der Ajoie geradezu zelebriert wird, war früher konzentriert auf den Martinstag, wo auch sonst mit dem Verzehr von allerlei Lebensmitteln wie Käse, Eier, Fett und Butter nicht gespart wurde – auch

in Form von Schmalzgebäcken. Hauptgrund für diese ruralen Orgien: Der Martinstag war der letzte Tag vor der (damals) sechswöchigen Adventsfastenzeit.

Das Martinimahl, wo oft auch eine Gans aufgetischt wurde, hat als Bauernfest durchaus den Charakter eines allerletzten Erntedankfestes. Das allerletzte deswegen, weil je nach Klima und Landwirtschaftstyp der Ernteabschluss zu verschiedenen Terminen gefeiert wird. Da ist es die Sichellose, dort die Flegelhenke und am dritten Ort vielleicht ein Winzerfest, das durchaus als fröhlicher **Erntedank** verstanden wurde oder noch wird. Auch die herbstlichen Äplerchilben und die Feste nach dem Alpabtrieb sind Momente, wo auch der Dank nicht vergessen bleibt, sofern die Anlässe nicht zur reinen Folklore-Veranstaltung mutiert sind.

Dies ist bestimmt nicht der Fall beim eigentlichen Erntedankfest, das hierzulande kirchlich im September/Oktobre gefeiert wird. Der Volkskundler und Immenseer Pater Walter Heim hat in einem 1968 publizierten Aufsatz bemerkt: „Das Erntedankfest blieb in der Schweiz weitgehend ein bäuerliches Standesfest und wurde nicht zu einem Dankfest des gesamten Volkes wie in Deutschland.“ Zur Erläuterung muss hier gesagt werden, dass die Kirche, welche sonst viele heidnische Bräuche verchristlicht hat, aus naheliegenden Gründen das Erntedankfest nicht als allgemeinen Brauch übernommen hatte. Es bildeten sich aber Lokalobservanzen heraus, so seit dem späten Mittelalter auch in Deutschland. Dort erfuhr das Fest später einen gewaltigen Aufschwung unter den Nationalsozialisten mit ihrer im Blut- und Bodenmythos gründenden Bauernpolitik. Wer die Zusammenhänge kennt, ist nicht ganz überrascht, dass das Erntedankfest in jenen Jahren auch in der Deutschschweiz stark propagiert wurde, obwohl es schon zuvor vereinzelt bekannt war. Nach einer Krise in der Nachkriegszeit scheint das Erntedankfest heute wieder an vielen Orten gefeiert zu werden. Zwar findet man dann im Altarraum der Kirchen oft eine kleine Gemüse- und Früchteausstellung und auch fein duftendes Brot zur Segnung. Dennoch: Heutige Erntedankfeiern sind nicht mehr – wie Pater Heim noch vor vierzig Jahren feststellen konnte – ein „Standesfest der Bauernschaft“. Doch es war es in Ansätzen schon damals nicht mehr, denn bereits Mitte der 1960er Jahre hatte eine reformierte Kirchgemeinde für Aufsehen gesorgt, als sie neben Obst und Gemüse auch eine Packung Antibabypillen und einen Automotor auf den Altartisch stellte. Dies war zwar anstößig, aber regte auch zum Denken an und sollte zur Erkenntnis führen, dass es mehr zu danken gibt, als wir denken, so auch für die Schaffenskraft, für die Gesundheit oder für den Erfindergeist, dank dem uns so manches in der täglichen Arbeit leichter fällt. Der erweiterte und zeitgemässe Sinn für ein Erntedankfest, der auch den Dank aller Berufe einschliessen kann und die Bitte für eine lebenswerte, die Schöpfung bewahrende Zukunft enthält, ist heute Allgemeingut und erreicht somit auch leichter die Gläubigen in städtischen Gemeinden.

Ich habe mich – der Jahreszeit entsprechend – bisher nur zu Herbstbräuchen geäußert, bei denen sich zeigen lässt, wie es ländlichen Bräuchen in einem urban gewordenen Kontext ergangen ist. Selbstverständlich gibt es auch zu anderen Jahreszeiten und ebenso im Lebenslauf Agrarbräuche, die sich hier beziehen lassen.

Wie schon am Beispiel des Martinstages gezeigt, lagen Bräuche auch im restlichen Jahr oft an Heiligenterminen, die ohnehin Fixpunkte für die bäuerlich-ländliche Arbeits- und Lebenswelt bildeten, so auch in Bezug auf Wetterregeln oder Arbeiten auf dem Feld oder im Garten. Der urbane Mensch kann damit nur noch wenig anfangen. Wenn es hoch geht, weiss er, dass die Geranien nicht vor den Eisheiligen auf den Balkon gehören, aber der Wetterseggen oder ausgesprochene Bauernheilige sind ihm fremd. Er kennt aber vielleicht auch noch den Brauch mit dem Barbarazweig, den er sich vielleicht in der Natur besorgt oder auf dem Markt kauft. Er freut sich dann, wenn der Zweig an Weihnachten blüht. Ich bin mir aber nicht so sicher, ob jedem auch bekannt ist, dass man die Zweige auch zum Orakeln verwendete und so etwa erfahren wollte, wie die Vegetation im kommenden Jahr ist. Es gibt allerdings auch eine christliche Erklärung für den Brauch: Der blühende Zweig soll die Übernatürlichkeit der Geburt Christi versinnbildlichen.

Wie bereits gezeigt wurde, gibt es auch viele Bräuche, die sich nicht nach einem Heiligkeitstermin orientieren. So gibt es in der Zeit der **Rauhnächte** – der zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Dreikönig – so manchen Brauch, der aus der Agrargesellschaft stammt und heute vor allem noch lebt, weil er Abwechslung für städtische Gäste an einem Wintersportort bringt. Wir denken hier insbesondere an viele lärmende Maskenauftritte, die so gar nicht in die holdselige Weihnachtszeit passen mögen und gerade deshalb bei manchen Leuten attraktiv sind.



Masken, Lärm und Feuer sind Elemente, welche vor allem zur Fastnacht gehören. Ob die Fastnacht nun ländlichen oder städtischen Ursprung ist, wird wohl nie geklärt werden können, denn die neuere Brauchforschung fragt kaum mehr nach dem Woher eines Brauches. Sie richtet die Aufmerksamkeit vielmehr auf die Ermittlung aktueller Sinnzusammenhänge. So weiss der Kulturwissenschaftler zwar, dass ein fastnächtlicher Feuerbrauch nichts mit Winteraustreibung zu tun hat, auch wenn dies immer wieder behauptet wird, sondern er fragt nach dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Hintergrund des Brauches. Damit könnte man sich auch eingehend beim Liestaler **Chienbäseumzug** auseinandersetzen, der seit den 1960er Jahren durch viele Medienberichte derart bekannt wurde, dass heute am Fastnachtssonntag-Abend bis gegen 50'000

Besucher die relativ kurze Umzugsroute säumen; nicht wenige reisen mit Bussen aus dem Ausland an. Was vor etwa hundert Jahren noch ein bescheidenes Vergnügen einiger junger Männer der Kleinstadt war, ist heute ein Riesenspektakel mit rund 350 Chienbäsen und einigen Feuerwagen.

Machen wir nun einen grossen Sprung in Richtung Frühling, aber verharren noch im Baselbiet. Dort wird von einigen Ausnahmen abgesehen zumeist an Auffahrt die Gemeindegrenze abgeschritten. Belegt ist dieser Brauch in der Nordwestschweiz seit der Zeit kurz vor 1400. Wir wissen aus den Quellen, dass man damals mit dem heiligen Sakrament um den Bann geritten ist, während man heute den Weg zu Fuss macht. Bis zur Reformation diente der Brauch sowohl der Flursegnung als auch der Grenzkontrolle. Ersteres dürfte auch deshalb die ältere Funktion gewesen sein, weil die feierliche Segnung des engeren Lebensraumes im Frühjahr eine weit in die Vergangenheit zurückreichende Tradition hat. Die Notwendigkeit, die Grenzmarken zu kontrollieren, ergab sich hingegen erst, als man im 14. Jahrhundert begonnen hatte, die Grenzen mit Steinen zu sichern. Als man dann nach der Mitte des 19. Jahrhunderts das Gemeindegebiet in genauen Katasterplänen festzuhalten begann, entfiel auch die Funktion der Grenzkontrolle, was dann fast überall im Kanton Basel-Landschaft zum Eingehen des so genannten **Banntages** führte. Eine der einzigen Gemeinde, wo die männliche Bürgerschaft eisern am Brauch festhielt und ihn erst noch am Montag vor Auffahrt feierte, war der Kantonshauptort Liestal. Heute kennt man den Brauch aber wieder im ganzen Kanton und auch im Kanton Basel-Stadt. Was war geschehen? In den Jahren zwischen 1950

und 1970 erlebten viele Gemeinden vor allem in Stadtnähe einen gewaltigen Bevölkerungszuwachs durch Zuzüger aus der restlichen Schweiz. Da besann man sich auf den Banntag als eine Möglichkeit, bei einer Wanderung und einem fröhlichen Fest der Bürger- und Einwohnerschaft zusammenzukommen. Der Banntag ist somit zu einem grossen Familienfest geworden, das vor allem auch die Integration der Zuzüger fördert. In Liestal, wo weiterhin nur die Männer um den Bann ziehen, ist dies hingegen nur eingeschränkt möglich. Dafür machen es sich hier die vier Rotten zur Ehre, auswärtige Gäste, vor allem auch Politiker und Zünfter aus Basel, einzuladen. Da durch die Trennung Basels in zwei Halbkantone das Verhältnis nicht immer leicht war und ist, kann der Banntag insbesondere seit der letzten gescheiterten Wiedervereinigungs-Abstimmung zu einer nicht geringen Masse das Verständnis zwischen Städtern und Landschaftlern verbessern.

Solche Probleme gilt es meines Wissens hier in Beromünster nicht zu meistern und schon gar nicht anlässlich des Auffahrts-umritts, der noch immer seine religiöse Funktion besitzt, aber auch immer auswärtige Gäste sieht. Hier also nach einem gewandelten Sinn zu fahnden, scheint mir darum fast nicht möglich. Was sich auch hier gewandelt hat, ist die soziale Herkunft der Teilnehmenden, die heute auf dem Ross wie zu Fuss nur mehr zu einem kleinen Teil aus bäuerlichen Betrieben des Michelsamtes stammen. Dies ist übrigens auch so beim tags darauf stattfindenden



Blutritt von Weingarten, wo heute jeweils etwa 3000 Reiter aus ganz Oberschwaben mitreiten und die Vierbeiner entsprechend Spuren hinterlassen. In Weingarten lässt sich übrigens auch ein Unterschied in der Bekleidung ausmachen: Sieht man in Beromünster bei den zivilen Reitern beiderlei Geschlechts die verschiedensten Gewandungen bis hin zur Cowboy-Montur, so tragen die ausschliesslich männlichen Reiter in Weingarten nur Frack und Zylinder.



Dass der Blutritt in Weingarten wie der Auffahrts-umritt in Beromünster jeweils auch viele Leute aus der weiteren Umgebung und aus den Städten anziehen und somit eine touristische, auch mit Plakaten beworbene Attraktion darstellen, darf man zur Kenntnis nehmen. Der schöne und tief sinnige Brauch hilft auch mit, Beromünster als Destination noch anders bekannt zu machen als bloss durch einen jetzt funktionslosen, wenn auch unter Denkmalschutz gestellten Sendeturm!

Der Titel meines Referates ist als Frage formuliert. Ich habe nun versucht, eine Antwort darauf zu geben. Ich konnte in einigen Beispielen zeigen, dass Bräuche aus einem agrarischen Lebenszusammenhang als Folge der unausweichlichen Transformation unserer Gesellschaft nicht in jedem Fall untergehen müssen oder völlig entestellt werden. Ändern kann hingegen der Sinn, die Funktion. Dass dies geschehen kann, bleibt ebenso eine Tatsache wie das Neu-Entstehen von Bräuchen.

Wichtig ist mir zum Schluss noch ein Satz: Wenn eine säkularisierte Gesellschaft selbst religiöse Bräuche nur noch zum Unterhaltungswert nimmt und wenn dies dann auch die Träger des Brauches nicht mehr anders sehen, dann ist er nur noch ein sinnentleerter Event ohne Substanz und Inhalt.

Literatur:

Heim, Walter, „Das Erntedankfest bei den Katholiken der deutschen Schweiz“, in: *SAV* 64, 1968.

Johler, Reinhard, *Die Formierung eines Brauches, Der Funken- und Holepfannsonntag*, Wien 2000.

Küster, Jürgen, *Wörterbuch der Feste und Bräuche im Jahreslauf, Eine Einführung in den Festkalender*, Freiburg i/Br. 1985.

Mannhardt, Wilhelm, *Wald- und Feldkulte*, Berlin 1875-77.

Tyler, Edward Burnett, *Primitive culture, researches into the development of mythology, philosophy, religion, art and custom*, London, 1871.

Wunderlin, Dominik, „Rechtsbrauch und Gebetsgebärden, Von Umgängen und Umritten“, in: *UFFERT, 500 Jahre Auffahrtsumritt Beromünster*, Beromünster 2009.

Ziegert, Richard, „Was machen wir mit Halloween?“ in: *Das Pfälzische Pfarrerblatt*, Speyer 2006.